

Fahrmeir · Die Deutschen und ihre Nation

Andreas Fahrmeir

Die Deutschen und ihre Nation

Geschichte einer Idee

Reclam

2017 Philipp Reclam jun. Verlag GmbH,
Siemensstraße 32, 71254 Ditzingen
Umschlaggestaltung: zero-media.net
Druck und buchbinderische Verarbeitung: Kösel GmbH & Co. KG,
Am Buchweg 1, 87452 Altusried-Krugzell
Printed in Germany 2017
RECLAM ist eine eingetragene Marke
der Philipp Reclam jun. GmbH & Co. KG, Stuttgart
ISBN 978-3-15-011136-9

Auch als E-Book erhältlich

www.reclam.de



Inhalt

Einleitung 7

- 1 Anfänge 15
- 2 Aufklärung 31
- 3 Die Französische Revolution: Nationale Sattelzeit? 53
- 4 Deutscher Bund: Nationalismus als politische Oppositionsbewegung? 69
 - Staaten und Nationalkulturen 70
 - Politik der deutschen Fragen 82
 - »Rasse« und Nation 91
- 5 Nationale Monarchien 96
 - Staat und Nation 97
 - Debatten über Nation und Integration 104
 - Biologisierung der Nationsvorstellungen 117
 - Kriegsnationalismus 121
- 6 Konvergenzen: Die Weimarer Republik 125
- 7 Abgründe: Der Nationalsozialismus 145
- 8 Abschied vom ethnischen Nationalismus 155
- 9 Ein »weniger nationales Zeitalter«? 174

Anmerkungen 183

Lektüreempfehlungen 213

Einleitung

Nationalismus gründet auf zwei Annahmen: dass die Menschheit in Nationen gegliedert ist und dass die Zugehörigkeit zu einer Nation im Leben jedes Menschen einen zentralen Platz einnimmt. Es gab in der Geschichte Europas Zeiten, in denen der überwiegenden Mehrheit der Bevölkerung beide Aussagen als selbstverständliche Wahrheiten galten, da der Nationalstaat die einzige stabile Form politischer Organisation zu sein schien – umstritten war allenfalls, welcher Nation welche Grenzen zustanden. Es gab aber auch Zeiten, zu denen nur ein kleiner Teil der Bevölkerung überhaupt gewusst hätte, was mit einer Nation gemeint sein könnte, und zu denen selbst diejenigen, die mit Nation etwas verbanden, keine starke Bindung an sie verspürten.

Ebenso wie sich der Stellenwert der Nation im Laufe der Jahrhunderte oder Jahrzehnte wandelte, war die Vorstellung von der Gestalt einzelner Nationen tiefgreifenden Veränderungen unterworfen. Dass Österreich, die Schweiz, die Niederlande oder Dänemark einmal ganz oder teilweise zu Deutschland gehörten, ist bereits ein Hinweis darauf, dass die deutsche Nation zu verschiedenen Zeiten Unterschiedliches bezeichnete. Nationen sind weder statisch noch ewig. Obgleich der Nationalismus ihren Ursprung in der Regel in die ferne Vergangenheit verlegt, entstehen und vergehen Nationen ebenso wie die Erzählungen, die ihre Existenz begründen und stabilisieren sollen. Grenzen zwischen Nationen verschoben sich im Laufe der Zeit auf der Landkarte wie in der Phantasie, nicht zuletzt, weil sich die Kriterien zur Bestimmung der Nationalität änderten. Mal war Sprache wichtiger, mal strategische Überlegungen, mal Religion, mal Kultur, mal Abstammung, mal politische Orientierung. So war die seit dem späten Mittelalter gängige Zuordnung der deutschsprachigen Bevölkerung Österreichs zur deutschen Nation nach der Auflösung des Deutschen Bundes 1866 und der Gründung des (Klein-)Deutschen Reiches 1871 strittig, nach 1918 vor dem Hintergrund des geteilten Kriegserlebnisses und der Auflösung der Habsburgermonarchie dagegen wieder po-

pulär. Nach dem »Anschluss« von 1938 stand nicht mehr in Frage, dass nationale oder »rassische« Gemeinsamkeiten zwischen ›Deutschen‹ und Österreichern alle anderen Unterschiede überwogen, bevor der Zusammenbruch des »Großdeutschen Reiches« dann in die Entstehung eines erfolgreichen Staates Österreich mündete. Dieser besitzt nun seine eigene nationale Identität, die allerdings (vielleicht) kurz davorsteht, wie die deutsche in einer europäischen Identität aufzugehen – oder auch nicht. Zentrale Frage jeder Geschichte von Nationalismen ist daher, wer die Grenzen von Nationen zu unterschiedlichen Zeiten wie bestimmte und welche Resonanz solche Grenzziehungen hatten.

Die Identifikation mit der Nation ist nicht die einzige Möglichkeit, sich selbst in der Welt zu verorten. Sie konkurriert immer mit anderen: der Identifikation mit der eigenen Familie, einer Herkunftsregion, einem Wohnort, einer sozialen Schicht, einer Religion oder einer politischen Ideologie. Zudem kann aus der Verortung als Angehörige(r) einer Nation Unterschiedliches folgen. Sie kann ein Mittel sein, um existierende Staaten zu stabilisieren, oder darauf zielen, politische Landkarten grundlegend zu verändern. Eine zweite klassische Frage der Nationalismusforschung lautet daher, warum die Nation manchmal so stark mobilisiert, dass sie andere Bindungen überwinden kann, und manchmal die Zugehörigkeit zu einem multinationalen Reich, einem ›Vielvölkerstaat‹, einem Dorf oder einer ›internationalen‹ religiösen Gemeinschaft der Katholiken, der Protestanten oder der Muslime viel bedeutender ist, als etwa Deutscher oder Pole zu sein.

Eine unmittelbare Schwierigkeit dabei ist die Wandelbarkeit des Begriffs »Nation«.¹ Im klassischen Latein bezeichnet *natio* (abgeleitet von *nascor*, geboren werden) den individuellen Geburtsort oder die ethnische Herkunft. *Nationes*, Gruppen von Personen, deren Geburt eine Gemeinsamkeit aufwies, teilten daher die Abstammung von einem Stamm, die Herkunft aus einer Region oder einer Stadt.² Da *nationes* auf Geburt oder Zeugung zurückgingen und zur Unterteilung von Menschen in Gruppen dienten, wurde das Wort auch zur Klassifizierung von Tier- oder Pflanzenarten verwandt.

Diese Bedeutung lässt sich seit der als *Vulgata* bekannten spätantiken lateinischen Bibelübersetzung nachweisen, geriet aber im späten 18. Jahrhundert außer Gebrauch.

Für die Begriffsgeschichte zentraler war, dass der Namenszusatz *de natione* auch im mittelalterlichen Latein eine durch Geburt erworbene Eigenschaft bezeichnete, etwa die regionale Herkunft, die Stammes- oder Standeszugehörigkeit oder die Sprache. Damit näherte sich die Bedeutung von *natio* der von *gens* (Stamm oder Abstammungsgemeinschaft) an, bis beide Begriffe praktisch austauschbar gebraucht wurden. Die *Vulgata* griff auf beide Wörter zurück, um τὰ ἔθνη (womit primär fremde oder bestrafte Völkerschaften bezeichnet wurden) zu übersetzen. *Natio* bezeichnete somit wie *gens* eine durch ihren politischen wie kulturellen Zusammenhalt bestimmte Gruppe.³ Während *gens* in diesem Sinne aber kaum Eingang in die europäischen Volkssprachen fand, wurde aus *natio* zwischen dem 13. und 15. Jahrhundert italienisch *nazione*, portugiesisch *nação/nação*, spanisch *nación* oder eben deutsch *Nation*.⁴

Nationes konnten politischen Einheiten wie Königreichen entsprechen, aber auch erheblich kleiner oder größer ausfallen. Dennoch: *Natio* und seine Äquivalente in lateinischen und volkssprachlichen Quellen bezeichneten am Ende des Mittelalters eine Gruppe, die zu einem abgegrenzten Territorium gehörte, und/oder eine Gruppe, die sich durch Gemeinsamkeiten der Sprache, der Geschichte, der Herkunft, der Sitten und Gebräuche von anderen unterschied. In diesem Sinne sprach man Ende des 15. Jahrhunderts offiziell vom Heiligen Römischen Reich *nationis germanicae* beziehungsweise *Teutscher Nation*. Allgemein orientierte sich die Zuordnung zu *nationes* nun häufiger, wenn auch bei weitem nicht immer, an politischen Grenzen. Das kann als Beleg dafür dienen, dass »Nation« bereits gegen Ende des Mittelalters seine moderne Bedeutung erlangte, denn es unterschied sich kaum von der Definition, die der *Brockhaus* in den 1980er Jahren vorschlug: »Nation« sei eine »größere Gruppe von Menschen, die durch das Bewusstsein ihrer politischen und/oder kulturellen Eigenständigkeit zur Gemeinschaft wird«. ⁵

Kaum zehn Jahre später beschrieb der *Brockhaus* »Nation« jedoch als ein in den 1790er Jahren entstandenes Konzept, das »im [...] Denken der letzten beiden Jahrhunderte den Rahmen bezeichnet, innerhalb dessen sich Menschen neben kultureller Eigenständigkeit v. a. polit. Selbständigkeit (Souveränität) [...] zumessen«⁶. Diese Definition wies Ähnlichkeiten mit der Formulierung in *Qu'est-ce que le tiers-état?* (*Was ist der dritte Stand?*) des Abbé Sieyès von 1789 auf, der eine »nation complète« (die er mit dem »dritten Stand« identifizierte) als »un corps d'Associés vivant sous une loi commune et représentés par la même législature«⁷ definierte, also nicht durch Geburtsort, Abstammung oder Sprache, sondern die Unterwerfung unter ein für alle gleiches Gesetz sowie die Repräsentation durch eine gesetzgebende Versammlung.

Die Definition von »Nation« über gleiches Recht, Volkssouveränität und Partizipation markierte allerdings keinen völligen Abschied von bisherigen Vorstellungen,⁸ denn gleiches Recht konnte kaum ohne Einfluss auf Sitten und Gebräuche bleiben, und eine gemeinsame Legislative setzte eine begrenzte Zahl politischer Verkehrssprachen voraus. Dennoch: Die Verbindung der Abgrenzung nach außen mit der Betonung der Gleichheit im Inneren markierte eine weitere mögliche Geburtsstunde des Nationsbegriffs, die sich auch durch weitere Bedeutungsverschiebungen bestimmen lässt: Das Adjektiv »national«, das sich seit dem 16. Jahrhundert verbreitete,⁹ bezog sich nun meist auf Staaten. Das Wort »Nationalist« tauchte erstmals um 1800 auf; es bezeichnete Personen, für welche die Interessen der eigenen Nation (oder des eigenen Staates) im Mittelpunkt standen. »Nationalismus« bezeichnete fortan nicht mehr eine regionale sprachliche oder kulturelle Wunderlichkeit, sondern eine politische oder kulturelle Bewegung, die der »Nation« zum Durchbruch verhelfen und sie über andere Bindungen stellen wollte. Entsprechend gibt es heute eine Diskussion darüber, ob eine Geschichte des Nationalismus bereits im Mittelalter oder erst am Beginn der Moderne beginnen kann.¹⁰

Die Konjunkturen von Nationsvorstellungen und Nationalismen als politischer Bewegung sind nicht nur für die Geschichte der

deutschen Nation interessant; die Frage nach den Gründen der Entwicklung des deutschen Nationalismus spielt auch für die Nationalismusforschung eine paradigmatische Rolle. Im Gegensatz zum inklusiven französischen oder amerikanischen Nationalismus, der dem Wunsch, einer Nation anzugehören, eine große Bedeutung zuweist, hatte der deutsche Nationalismus vielfach besonders exklusive Züge, die sich in einer »objektiven«, vor allem auf Sprache, Kultur und Abstammung zentrierten Vorstellung von der Nationszugehörigkeit niederschlugen. Diese ging wiederholt mit der Ablehnung einher, Personen zu integrieren, die dieser Nation nicht von Geburt an angehörten. Durch seinen Beitrag zur Mobilisierung für die Expansions- und Vernichtungspolitik des »Dritten Reichs« machte der deutsche Nationalismus den mörderischen Fluchtpunkt eines von allen moralischen und institutionellen Bindungen gelösten exklusiven Nationalismus deutlich. Das machte es erforderlich, zu verstehen, wie es zu den Unterschieden zwischen friedlichen und offenen Nationen auf der einen Seite und expansionsorientierten und nach außen geschlossenen auf der anderen kommen konnte, nicht zuletzt mit Blick auf die Entstehung neuer Nationalstaaten aus ehemaligen Kolonien.¹¹

Der besonderen destruktiven Kraft des deutschen Nationalismus steht freilich gegenüber, dass er auch (wenn auch nicht unbedingt gleichzeitig) ein wichtiges Argument für politische Partizipation und soziale Gleichheit gewesen ist – was es schwierig macht, sich die Entwicklung der deutschen Demokratie oder des deutschen Sozialstaats ohne nationalistische Impulse vorzustellen. Die Geschichte des deutschen Nationalismus ist somit auch eine Geschichte der Ambivalenzen, die mit dem Nationalismus als historischem Phänomen und seiner Instrumentalisierung in verschiedenen politischen Zusammenhängen einhergehen. Gerade die Extreme der »deutschen« historischen Erfahrungen – zwischen »Genius«,¹² Völkermord und der Rolle als liberalem Zentrum Europas, welche der Bundesrepublik derzeit zugeschrieben wird – machen es ebenso naheliegend wie herausfordernd, die Entwicklung des Nationalismus an diesem Beispiel zu behandeln. Schließlich zeichnet sich

die Geschichte der Nationsvorstellungen und Nationalismen in Deutschland dadurch aus, dass die angestrebte Nation ganz unterschiedliche institutionelle Formen und geographische Ausmaße annehmen konnte. In einer Epoche, in der sowohl über die Bildung großer politischer Blöcke, militärischer Allianzen und transnationaler Handlungsräume als auch über die wachsende politische Rolle von Städten und Regionen nachgedacht wird, verspricht die Beschäftigung damit Einsichten in die Bedingungen und Grenzen ›nationaler‹ Identifikationen. Insofern wird die Geschichte des deutschen Nationalismus in diesem Buch als ein extremes Beispiel für die Potentiale und Dynamiken von Nationalismen verstanden, Identifikationen zu vereinfachen oder zu verkomplizieren, Gleichheiten und Unterschiede zu profilieren und politische Herrschaft zu stützen oder zu delegitimieren.

Geschichten des Nationalismus haben sehr unterschiedliche Zugänge zu ihrem Thema gewählt, die ihrerseits einen Aspekt der Entwicklung des Nationalismus darstellen, da dieser sich immer auch historisch rechtfertigte.¹³ Vielfach stand die Untersuchung kanonischer oder mit einflussreichen Politikern assoziierter Texte und der Programmatik nationalistischer Bewegungen im Mittelpunkt.¹⁴ Andere Studien konzentrierten sich auf die Bedingungen »sozialer Kommunikation«, die den Aufstieg des Nationalismus förderten.¹⁵ Dadurch wurde der Blick stark auf die jüngere Vergangenheit gelenkt, denn die materiellen Grundlagen der Kommunikation, welche die Grundlage einer »imaginierten Gemeinschaft«¹⁶ bildete (Alphabetisierung, nationale Tageszeitungen, mitgliederstarke Vereine, eine breite städtische Mittelschicht oder eine auf einen ›nationalen‹ Markt ausgerichtete Industrie), finden sich in Westeuropa frühestens im 18. Jahrhundert.

Eine dritte Perspektive konzentrierte sich auf den Staat als die Institution, die Nationsbildungen in erheblichem Maße vorantrieb,¹⁷ und nahm seit den 1990er Jahren genauer in den Blick, wie Staaten Grenzen konstruierten, befestigten und verwalteten und wie sie administrativ zwischen In- und Ausländern und damit zwischen Nationsangehörigen und anderen unterschieden.¹⁸ Inzwi-

schen liegt eine breite Fülle von Spezial- und Überblicksdarstellungen, Lehrbüchern und Handbüchern zur Geschichte des Nationalismus im Allgemeinen und des deutschen Nationalismus im Besonderen vor.¹⁹

Dieses Buch will demgegenüber in einem langen chronologischen Rahmen drei Entwicklungen betrachten, die für das, was man unter dem modernen Nationalismus versteht, entscheidend sind: erstens die Entwicklung von Vorstellungen darüber, dass Nationen existieren, wodurch sie sich auszeichnen und wie sich ihre Mitgliedschaft bestimmt; zweitens die Formulierung politischer Ziele für Nationen; und drittens die Umsetzung von Nationsvorstellungen in (staatliche) Praktiken, welche die Nation von einer ›imaginierten‹ zu einer lebenspraktisch bedeutsamen Gemeinschaft werden ließen. Eine solche Perspektive kann der Suche nach einem Ursprungsdatum von Nationsvorstellungen und Nationalismus die Beobachtung gegenüberstellen, dass Angebote, die Ordnung der Welt zu erklären, Vorstellungen politischer Ziele und Kategorien der Ein- und Ausgrenzung mal besser und mal schlechter zur Vorstellung von Nationen passen. Entsprechend kann Nationalismus zu unterschiedlichen Zeiten eine größere oder eine geringere Virulenz entfalten. Die Geschichte des deutschen (und jedes anderen) Nationalismus erscheint somit weniger als Entwicklung hin auf ein Ziel – unabhängig davon, ob es dabei um den ›vollendeten‹ Nationalstaat oder die Überwindung des Nationalismus geht –, sondern als periodische Verdichtung und Auseinanderentwicklung nationaler Erzählungen, Motive und Praktiken.

1 Anfänge

Geschichten Deutschlands, der Deutschen und der deutschen Nation¹ setzen in der Regel nach dem Untergang des Römischen Reiches in West- und Mitteleuropa ein. Sie beginnen mit der sogenannten Völkerwanderung, in deren Verlauf »germanische« Stämme die »keltische« oder »gallische« Bevölkerung immer weiter nach Westen drängten – wenn es sich denn wirklich um Massenmigrationen und nicht um rückblickend als Wanderungen imaginierte kulturelle Veränderungsprozesse handelte.² Mit dem Reich Karls des Großen, vor allem aber mit den fränkischen Reichsteilungen nach seinem Tod entstand eine auf Zentraleuropa zentrierte Königs- und Kaiserherrschaft, also das (im Rückblick erste) »deutsche« Kaiserreich, das bis 1806 Bestand hatte und sich damit als die dauerhafteste politische Ordnung erwies, welche die »deutsche Nation« bisher erlebt hat. In Heinrich August Winklers einflussreicher Interpretation der deutschen Geschichte als »Weg nach Westen« steht am »Anfang« somit konsequenterweise »das Reich«³. Schließlich finden sich in dieser Zeit auch die ersten schriftlichen Belege einer deutschen Kultur: Die intensivere Überlieferung volkssprachlicher Texte setzt im 8. Jahrhundert ein, und seither lässt sich die Entwicklung der »germanischen« Sprachen zum modernen Deutsch verfolgen. Die lateinische Bezeichnung für volkssprachlich war *theudiscus*, die Wurzel des Wortes »deutsch«. Im Laufe des frühen Mittelalters wurde die Verwendung dieser Vokabel, die zunächst auch romanische Volkssprachen einschloss, auf die Region östlich des Rheins und nördlich der Alpen beschränkt und zugleich auf alle kulturellen Eigenarten der Menschen ausgedehnt, die sich dieser Sprachen bedienten⁴ – wobei »dutch« in England allerdings bis ins 18. Jahrhundert sowohl »deutsch« als auch »niederländisch« bedeutete.⁵

War dies auch der Beginn eines deutschen Nationalismus? Während sich die historische Forschung des 19. Jahrhunderts intensiv darum bemühte, die Ursprünge deutscher Nationsvorstellungen bis ins Mittelalter zurückzuverfolgen, wurde die Bedeutung von

Nation und Nationalismus in der frühen deutschen Geschichte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts zunehmend in Zweifel gezogen. Die Begründungen der Kritik leuchten unmittelbar ein. Obgleich »deutsch« zunehmend zur Fremd- und Selbstbeschreibung der Bewohner »Deutschlands« verwandt wurde, war das Wort nur eine von vielen möglichen Beschreibungen: Die »deutsche« oder »germanische« Bevölkerung konnte ebenso gut als »alemannisch«, »fränkisch« oder »bajuwarisch« firmieren. Die Titulatur von Herrschern bezog sich zunächst auf Personenverbände (»König der Franken«, »Herzog der Bayern«), später auf Territorien, unter denen nur das Gebiet des Deutschen Ordens (*Ordo Teutonicus*), bezeichnenderweise am östlichen Rand »Deutschlands« gelegen, programmatisch als »deutsch« bezeichnet wurde, während die Königs- und Kaiserwürde auf »die Römer« bezogen blieb. Der Verbundenheit mit der durch die Kaiserkrönung Karls des Großen 800 wiederbelebten antiken Tradition entsprach der Gebrauch der lateinischen Sprache in Urkunden und Chroniken sowie der Anspruch der »karolingischen Renaissance«, möglichst viel der römischen Überlieferung zu bewahren, um die sprachlichen Fähigkeiten zu erhalten, die für ein richtiges Verständnis theologischer Texte unverzichtbar waren, da Latein die liturgische Sprache des westlichen Christentums blieb.

Kulturelle Vorbilder waren in erster Linie die heiligen Stätten Rom und Jerusalem und in zweiter Linie Erzählungen von antiken Heroen und Herrschern. Um die glorreichen Ursprünge einer Herrscherdynastie zu schildern, kamen die Arche Noah oder eine Flucht aus Troja in Betracht, nicht aber ein Leben in den Wäldern Germaniens. Karten bildeten eine Weltordnung ab, in deren Zentrum in der Regel Jerusalem lag. Geschichten der eigenen Zeit wurden auf Latein verfasst und orientierten sich an Vorbildern wie den Kaiserbiographien Plutarchs oder Tacitus' *Annalen*. Im frühen Mittelalter zog die verbreitete Erwartung eines baldigen Weltuntergangs⁶ der Bedeutung jeder weltlichen Ordnung ohnehin enge Grenzen – bis man allmählich begann, sich dauerhaft in der gefallenen Welt einzurichten. Wie gering das Interesse an den eigenen

biologischen Vorfahren war, lässt sich nicht zuletzt daran ablesen, dass der einzige überlieferte klassische Text, der sich intensiver mit den Ahnen der Deutschen auseinandersetzte, nämlich Tacitus' *Germania*, selten kopiert, kaum gelesen und fast nie zitiert wurde.⁷

Inzwischen wird die Rolle von Nationsvorstellungen im hohen und späten Mittelalter wieder intensiver diskutiert.⁸ Es ist unstrittig, dass die schriftliche Überlieferung deutscher Texte im Laufe der Zeit rasch zunahm. Sie umfasste neben der Korrespondenz zwischen Städten auch bislang mündlich tradierte rechtliche und literarische Texte wie den Sachsenspiegel am Beginn und das Nibelungenlied am Ende des 13. Jahrhunderts. Tendenzen der Konvergenz regionaler Dialekte sprechen dafür, dass die volkssprachliche schriftliche Kommunikation sich immer stärker an »Deutschland« richtete, statt auf einzelne Regionen beschränkt zu bleiben. Dazu passt, dass sich die Vorstellung eines »deutschen« politischen Raumes, einer »deutschen« Ethnie, einer »deutschen« Sprach- und Kulturgemeinschaft im 13. und 14. Jahrhundert in vielen Texten findet. Daneben traten Texte mit Bezug zu »Deutschlands« östlichen Grenzregionen, wo »Teutonen« oder »Germanen« auf »Slawen« trafen, oder die den politischen Großkonflikt zwischen Kaisertum und Papsttum als Auseinandersetzung zwischen »Deutschen« und »Welschen« behandelten.⁹

Auch wenn der Name der Gruppe weiterhin zwischen Teutonen, Germanen, Alemannen und einigen weiteren grenznah siedelnden Stämmen wie den Baiern wechselte, wurden diesen Menschen bereits damals die meisten auch später als typisch deutsch geltenden Eigenschaften zugeschrieben. Teutonen/Germanen/Alemannen (und so weiter) galten als besonders muskulös, tapfer, kriegerisch und wild. Ihre Neigung zur Freiheit machte sie schwer zu beherrschen und stand dem Aufbau einer dauerhaften politischen Organisation im Weg. Sie konnten das im Rahmen der *translatio imperii* von den Römern übernommene Reich somit gut verteidigen und durch räuberische Kriegszüge erweitern, aber die Kaiserwürde nur mit allergrößter Mühe so ausfüllen, dass sie eine im ganzen Reich einheitliche Herrschaftsausübung, die dauerhafte Projektion von

Macht nach außen und Frieden im Innern garantierte. Die künstlerischen und kulturellen Fähigkeiten der Deutschen blieben zwar deutlich hinter denen der romanischen Völker zurück, aber das schützte sie vor Tendenzen der Verweichlichung, die man südlich der Alpen und westlich des Rheins ausmachte. Was die östlich der Germanen siedelnden ethnischen Gruppen betraf, war die Wahrnehmung freilich umgekehrt: Hier erschienen im direkten Vergleich die Deutschen als kultivierter und politisch reifer.

Dass die Kernlande des Reiches ethnisch, sprachlich und kulturell deutsch waren, stand völlig außer Frage. Die »Goldene Bulle« von 1356 war zwar auf Latein verfasst und regelte vor allem die Wahl des *rex romanorum* (»Königs der Römer«), nahm aber in ihrem abschließenden Artikel 31 an, dass die Kurfürsten nur mit dem Gebrauch der »deutschen Sprache« (*theutonicum ydioma*) aufwuchsen. Dennoch: Wer damit rechnen musste, zum Herrscher über ein vielsprachiges Reich gewählt zu werden, sollte ab dem siebten Lebensjahr auch Latein, Italienisch und Tschechisch lernen (*incipiendo a septimo etatis sue anno in gramatica, Italica ac Slavica lingwis instruatur*).

Die Bedeutung der deutschen Sprache blieb somit durch eine sprachliche Pluralität relativiert, die praktische Probleme aufwarf, aber durch die in der Bibel geschilderte babylonische Sprachverwirrung hinreichend erklärt war und durch individuelle Mehrsprachigkeit gemeistert werden musste. Da sich der Rang einer Sprache vor allem nach ihrer religiösen Bedeutung bemaß, konnte die Volkssprache trotz ihrer Dominanz im Alltag keine herausgehobene Rolle beanspruchen. Somit konkurrierte das Angebot einer Identifikation mit einer ethnisch-linguistischen Gemeinschaft der Deutschen (mindestens) mit drei alternativen Verortungen in der Welt: mit dem eigenen sozialen Status als Leibeigener, Freier, Adelliger, Kleriker, Stadtbürger, Zunftmitglied; mit lokalen, regionalen oder dynastischen Bindungen; und mit der universalen, im Prinzip weltumspannenden Ordnung von Kirche, Kaiser und Reich. Dabei spricht viel für die Annahme, dass die nationale Identifikation die geringste Bedeutung hatte. Während die jüngere Forschung mit

diesem Argument die Bedeutung nationaler Kategorien im Mittelalter relativiert, wird jüngst darauf verwiesen, dass auch im Mittelalter eine Möglichkeit der Identifikation mit der deutschen Nation bestand. Das bedeutet, dass die deutsche Nation als semantische Konstruktion auf eine lange Vorgeschichte zurückblicken kann und somit nicht gegenüber der französischen, englischen oder spanischen Nationsbildung »verspätet« war. Die umfassendste aktuelle Untersuchung deutscher Identitätsbildung im hohen Mittelalter gelangt zu dem Schluss, dass der Weg zum deutschen Nationalismus der Moderne zwar seit Beginn des 14. Jahrhunderts »auf Deutsch ausgemalt« wurde, dass es sich aber um einen langen Weg handelte¹⁰ – der überaus reich an Windungen war.

Im Laufe des 15. Jahrhunderts gewann die Auseinandersetzung über Rang, Herkunft, Eigenarten und Aufgaben unterschiedlicher Völker beziehungsweise Nationen in den humanistischen gelehrten Debatten an Umfang und Schärfe. Dabei lag der Schwerpunkt auf der Bewertung der Meriten der (intellektuellen) Vertreter der französischen und italienischen Nation und ihrer Universitäten, aber die Stellung der Deutschen wurde ebenfalls diskutiert.¹¹ Da sich die Humanisten in ganz Europa am klassischen Latein und an antiken Texten orientierten, suchten sie intensiv nach zuverlässigen Abschriften, die unbekannt in Bibliotheken vermoderten. So wurde auch Tacitus' Bericht über die alten Germanen wiederentdeckt. Seit den 1420er Jahren finden sich Berichte über das Werk, aber erst 1455 kam ein Manuskript der *Germania* bzw. *De origine et situ Germanorum* nach Rom, wo sich vor allem Enea Silvio Piccolomini, der 1458 als Pius II. zum Papst gewählt wurde, seine Inhalte zunutze machte. Der erste Druck des Werkes erschien 1471.¹²

Tacitus' Text, dem nach der heute vorherrschenden Interpretation die Darstellung der Sitten und Tugenden der »Germanen« (die der Autor nie persönlich besucht hatte) vor allem zur Kritik an den moralischen, politischen und rechtlichen Zuständen Roms diente, war aus humanistischer Sicht eine wichtige Ergänzung der wenigen Bemerkungen anderer antiker Autoren über die Bewohner des am Rande der bekannten Welt liegenden Germaniens. Hier fand sich

nun eine scheinbar authentische ethnographische Perspektive, die umso plausibler wirkte, als sich ihre Inhalte weitgehend mit den bisher im Umlauf befindlichen Stereotypen deckten. Tacitus zufolge waren die Germanen die ursprünglichen Bewohner ihres Gebietes, das sie schon zur Zeit des Herkules und Odysseus besiedelten. Da sie sich nie mit anderen Stämmen vermischten, seien sie nur sich selbst ähnlich; alle hätten rotes Haar und wilde blaue Augen. Ihre Isolation lag an der Unfruchtbarkeit ihres an Bodenschätzen armen, zerklüfteten Landes, das ihnen daher niemand streitig machte. Ein Konflikt mit den Germanen versprach wenig Gewinn und barg große Risiken, denn im Krieg seien sie überaus tapfer und ließen ihre Heerführer nie im Stich. Im Frieden waren sie dagegen faul, trunk- und streitsüchtig und wohnten daher (in scharfem Gegensatz zur urbanen Zivilisation Roms) in primitiven Hütten. Dafür waren sie aber immerhin dem Luxus abhold, monogam und geneigt, interne Konflikte auf rechtlichem Wege zu lösen, was die Macht der Fürsten im Frieden begrenzte.¹³

Für den Kardinal Enea Silvio lieferten Tacitus' Beobachtungen Argumente dafür, dass die Deutschen als Nachfahren der Germanen und Europas geborene Krieger eine zentrale Rolle im Feldzug gegen die Türken spielen mussten, der nach der Eroberung Konstantinopels 1453 und angesichts des rapiden Vordringens des Osmanischen Reiches auf dem Balkan aus Sicht des Papsttums die vordringlichste Aufgabe der christlichen Welt war. Entsprechend lobte Enea Silvio die Eigenschaften der germanischen/alemannischen/teutonischen Nation in seinen großen Reden auf den Reichsversammlungen, die 1454/55 über die Maßnahmen zur Abwehr der Türken verhandelten. (In seinen anderen Schriften nahmen dagegen die kulturellen Schwächen und das schreckliche Klima der deutschen Lande eine prominentere Stellung ein.) Freilich würden die Deutschen – und auch das nun als Heiliges Römisches Reich ›germanischer‹ bzw. ›teutscher‹ Nation apostrophierte Reich – das nicht alleine leisten können. Angesichts der eklatanten Schwächen dieser Nation musste das kultiviertere und politisch versiertere italienische Papsttum neben dem Kaiser eine Führungsrolle einneh-

men.¹⁴ Darin kommt – folgt man Caspar Hirschi – ein charakteristischer Zug des Nationsdiskurses jener, vielleicht sogar jeder Zeit zum Ausdruck: Sein Kern ist die Imagination einer Welt, die aus klar geschiedenen Nationen zusammengesetzt ist. In einer Variation dieser Vorstellung stellt die eigene Gemeinschaft gerade keine Nation dar. Sie ist als soziale Gruppierung das Maß der Entwicklungspotentiale der Menschheit, an das sich Nationen annähern können. Das entspricht einer kosmopolitischen Perspektive auf Nationen als zu überwindende Beschränkung, im konkreten Fall der Sicht italienischer Humanisten auf die französische und deutsche Nation. In der anderen bildet die eigene Nation den zentralen Bezugspunkt, mit dem man sich aus Überzeugung (oder weil man der Zuordnung zu ihr als fremder Student an einer italienischen Universität nicht entgehen kann) identifiziert und deren positive Eigenschaften man besonders betont, wie etwa die deutschen Humanisten.

Die schärfere Konturierung der ›deutschen Nation‹ wurde somit in der Mitte des 15. Jahrhunderts von außen angestoßen. Menschen, die isoliert voneinander in den Wäldern West- und Mitteleuropas siedelten, in sehr unterschiedlichen Dialekten (oder sogar Sprachen) miteinander kommunizierten und an jedem Ort durch scharfe Standes- und Statusgrenzen voneinander geschieden waren, konnten nur aus der Distanz und im Rahmen einer bestimmten politischen oder intellektuellen Zielsetzung vor allem als ›Deutsche‹, ›Franzosen‹ oder ›Italiener‹ erscheinen, wobei diese Bezeichnung vielfach ausschließlich für die sozialen Eliten verwandt wurde.¹⁵ Die Konturierung der deutschen Nation erfolgte selbst dann, als sich deutsche Humanisten intensiver an der Debatte beteiligten, von oben: Über »Nationen« diskutierten »Gelehrte« oder »Gelehrten-Politiker«¹⁶, sprich Angehörige einer sozialen Gruppe, die – anders als die große Mehrheit der Bevölkerung – nicht nur des Lesens und Schreibens mächtig war, sondern die es sich leisten konnte, die lateinische Sprache zu lernen, Universitäten zu besuchen, Bücher, Manuskripte, Papier, Tinte und Pergament zu kaufen, lange Texte zu verfassen und drucken zu lassen.

Deutsche Humanisten, etwa der 1488 geborene Reichsritter Ulrich von Hutten, der dieselben sprachlichen Fähigkeiten besaß wie seine italienischen oder französischen Rivalen und in hervorragendem Latein die Tugenden der Deutschen gegen Anwürfe aus Italien verteidigen konnte, sahen sich mit zwei Problemen konfrontiert. Zum einen enthielt Tacitus' Text nach humanistischen Maßstäben keine Komplimente für die Vorväter der Deutschen: Schließlich strebten Humanisten in der Mehrheit nicht nach Muskeln und Vollräschen, sondern nach Eleganz, Bildung, Kultur und Zivilisation, so dass sie danach trachten mussten, sich von ihren germanischen Vorvätern zu emanzipieren. Zum anderen machte die Existenz von Tacitus' Manuskript in Verbindung mit dem Fehlen alter germanischer Texte das kulturelle Gefälle überdeutlich: Die Geschichte der schrift- und damit in einem ganz elementaren Sinne kulturlosen Germanen ließ sich allein über das lateinische Zeugnis eines Römers erschließen, das noch nicht einmal von den gegenwärtigen Deutschen, sondern von Italienern in einer deutschen Bibliothek entdeckt und in seiner Bedeutung erkannt worden war.

In anderer Hinsicht bot Tacitus jedoch ein Deutungsmuster an, das sich gut in Debatten fügte, die zwar schon im 15. Jahrhundert geführt wurden, im frühen 16. Jahrhundert aber besondere Virulenz erlangten: Die Kritik an den verderbten Römern durch das Lob der wenig kultivierten, aber naiv-unschuldigen und vor allem sittlichen Germanen passte zur wachsenden Kritik an den vielfältigen Mängeln der römischen Kurie und der Geistlichkeit.¹⁷ Die Ablehnung der Unbildung einfacher Kleriker, der Verschwendungssucht, des Zynismus und der Perversion der Renaissance-Päpste verband sich mit theologischen Fragen, die sich unter anderem aus einer philologisch orientierten Bibel-Lektüre ergaben, bei einigen Theologen zu einer Abkehr vom Katholizismus. Mit Martin Luther wurden große Teile Deutschlands zum Zentrum der Reformation.

Vor allem in ihrer lutherischen Variante stellt die Reformation für Geschichten des deutschen Nationalismus einen wichtigen Bezugspunkt dar.¹⁸ Die Übertragung der Bibel ins Deutsche und der

Verweis auf die Bedeutung des Textes an sich als primärem Zugang zur christlichen Lehre machte die Nationalsprache zur Heilsbringerin und beendete den theologisch privilegierten Status des Lateinischen. Nun konnten allenfalls Hebräisch und Griechisch noch das Privileg beanspruchen, die Originalsprachen der Bibel zu sein; die lateinische Bibel war ebenso wie die deutsche nur eine Übersetzung. Das unmittelbare Studium des heiligen Textes förderte die Alphabetisierung und lieferte somit einen entscheidenden Beitrag dazu, dass sich eine schriftbasierte, auf eine gemeinsame Sprache bezogene ›imaginierte Gemeinschaft‹ herausbilden konnte. Die antirömischen Wendungen Luthers und anderer protestantischer Theologen und Schriftsteller schlossen an die Kontrastierung der deutschen Nation mit anderen Nationen an, die in politischen Zusammenhängen anlässlich der Wahl Karls V. zum römischen Kaiser gegen seinen französischen Rivalen Franz I. 1519 akzentuiert worden war. Umgekehrt konnte die Reformation aus römischer Sicht als typisch deutsches Phänomen gelten, das vor allem durch die Eigenarten der nördlichen Barbaren zu erklären war.¹⁹ Die Reformation trug also dazu bei, nationale Polarisierungen zu verstärken. Sie unterstützte zudem im Rückblick als typisch ›deutsch‹ erscheinende Tendenzen: Innerlichkeit, das Beharren auf doktrinären Ansprüchen sowie die Ausgrenzung von Juden, die (in protestantischen wie in katholischen Städten und Territorien) fortan verstärkt ausgewiesen wurden.²⁰

Die zentrale Bedeutung, die der protestantischen Religion und Kirche für die Geschichte des deutschen Nationalismus zugeschrieben wird, ist insofern berechtigt, als die Beziehung zwischen dem deutschen Nationalismus und dem Protestantismus spannungsfreier war als die zwischen deutschem Nationalismus und Katholizismus. Während der Protestantismus, dessen Kirchen in der Regel den Landesherren (und in anderen europäischen protestantischen Ländern den jeweiligen Souveränen) unterstellt waren, ohne weiteres zur »Nationalreligion« werden konnte, galt das für den auf Rom zentrierten Katholizismus nicht: Hier gab es zwar nationale Variationen der Kirchenorganisation (etwa die geistlichen

Territorien in Deutschland), aber in der Kontroverse zwischen katholischer Kirche und protestantischer ›Barbarei‹ war auch die ›deutsche‹ katholische Position klar ›antibarbarisch‹ konturiert.²¹ Allerdings wäre es ein grobes Missverständnis, Luther und der protestantischen Theologie universalistische Tendenzen abzusprechen oder Luther auf die Rolle eines ›deutschen Reformators‹ zu reduzieren.

Da in Deutschland, im Gegensatz zu England oder den skandinavischen Königreichen, kein geschlossener Übertritt zum Protestantismus erfolgte, mussten Regelungen für die Koexistenz unterschiedlicher Religionen entwickelt werden – die mit unterschiedlichem Erfolg darauf hinausliefen, religiöse Einheit auf der Ebene der Territorien und nicht mehr auf der Ebene des Reiches herzustellen, in dem freilich durch die geistlichen Kurfürsten und die katholische Konfession des Kaisers eine katholische Dominanz gesichert blieb.

Dadurch bildeten sich eine katholische und eine protestantische kulturelle Sphäre, die zwar gelegentlich interagierten, deren Gemeinsamkeiten aber überschaubar blieben – und deren Zeitrechnung seit 1582 um zehn Tage voneinander abwich. In der durch die Gegenreformation mobilisierten katholischen Welt war Besitz, Lektüre und Verweis auf protestantische Literatur – außer zum Zweck der Polemik – eigentlich untersagt. In der protestantischen Welt war der Dialog mit katholischen Autoren etwas intensiver, verzichtete aber – außer zum Zweck der Polemik – meist auf direkte Zitate, um Zweifel an der eigenen Orthodoxie zu vermeiden.

Angeichts der offenkundigen Irrelevanz der Sprachgrenzen für die konfessionellen Unterscheidungen waren es vor allem ›ireni-sche‹ Autoren, welche die Nation ins Zentrum stellten: Ihnen erschien die Apotheose der Nation und der Gemeinsamkeiten, die sich aus der gemeinsamen Sprache und Kultur ergaben, als Möglichkeit, die konfessionellen Gegensätze zu mindern.²² Während sich eine solche Position in Frankreich durchsetzen konnte, wo die religiösen Spannungen bereits im 16. Jahrhundert bis hin zum Bür-

gerkrieg eskalierten, der erst im frühen 17. Jahrhundert zugunsten der katholischen Konfession mit zunächst weitgehender Toleranz der protestantischen Minderheit entschieden wurde, war das im Reich nicht der Fall. Im Bereich der Politik blieb die »nationale« Position weitgehend irrelevant.

Die Ausübung von Herrschaft war und blieb im Reich komplex. Das begann bei der Position des Königs und Kaisers. Durch die fränkischen Reichsteilungen und die Lockerung der Kontrolle über die italienischen Besitzungen des Reichs beschränkte sich der Herrschaftsbereich des »römischen Kaisers« zunehmend auf deutschsprachige Territorien. Diesem Prozess der Nationalisierung standen allerdings durch die Herrschaft über Böhmen, die Expansion der Habsburger (die seit 1438 fast durchgängig Träger der Kaiserwürde waren) nach Ungarn, die Auseinandersetzungen um Burgund mit Frankreich und die zeitweise Personalunion des Reiches mit Spanien (1530–1556) auch gegenläufige Tendenzen gegenüber, von der Expansion des Deutschen Ordens nach Nordosten und dem Erwerb Preußens durch die Kurfürsten von Brandenburg gar nicht zu reden. Zudem schwang in der Kaiserwürde der Anspruch auf eine herausgehobene Stellung unter allen Fürsten Europas mit, der allerdings angesichts der relativ schwachen Position eines Wahlkönigtums keine reale Macht entsprach. Vielmehr entwickelte sich die Verfassung des Reichs im Laufe der Zeit zu einer sorgfältig ausbalancierten, manchmal effektiven, manchmal eher dysfunktionalen Kombination von ständischen Vertretungskörperschaften (dem Reichstag²³), Gerichtshöfen (dem Reichskammergericht und dem Reichshofrat), Fürstenkollegien (der Wahlversammlung der Kurfürsten) und militärisch-administrativen Bezirken (den Reichskreisen), welche das Zusammenspiel von geistlichen und weltlichen Fürsten sowie den reichsunmittelbaren Städten und Territorien regelten. Das Reich war politisch durch Pluralität, nicht Einheitlichkeit bestimmt. Darin unterschied es sich nicht prinzipiell von den ebenfalls als »Komposit-Staaten« organisierten westeuropäischen Königreichen, deren Provinzen, Städte und Korporationen auch über abgestufte Privilegien und Rechte verfügten. Der